

Nr. 176. Bromberg, den 4. August 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von **Richard Skowronnek.**

(20. Fortsetzung.)

Dreitausend Mark Belohnung waren auf seinen Kopf gesetzt, er wußte einen, der mit diesen dreitausend Mark glücklich zu machen war. Ein armer Teufel von Waldwärter, der mit einer kranken Frau und sechs Kindern in Rohnsteinschen Diensten stand, an der Grenze zwischen der Forst und dem Pachtrevier des Bataillons. Gar manchmal hatte er im Vorbeigehen in dem kümmerlichen Gehöft ein Glas Milch getrunken gegen reichliches Entgelt, wenn er zum Scheine einen Pirschgang in die Bataillonsjagd unternahm. Die blasse Frau brachte es auf einem sauberen Lindenbrette, und die kleinen Kinder standen mit hungrigen Augen dabei. Mit dem Manne aber unterhielt er sich zuweilen: daß die Stelle ein ganz gutes Auskommen geboten hätte, wenn nicht die Krankheit der Frau gekommen wäre. Ein jeder Besuch des Arztes kostete fünf Taler, wegen der weiten Entfernung von der Stadt, und die Apotheke schluckte den Rest des monatlichen Gehaltes. Zum Leben blieben nur die paar Scheffel Kartoffeln und das magere Schwein, das man mit den Abfällen großzog ... Da hatte er schon öfter bedauert, daß der eigene schmale Geldbeutel eine ausgiebige Hilfe verbot, aber jetzt war das ja anders. Dreitausend bare Mark hatte er zu verschenken, dem Manne konnte gründlich geholfen werden ...

Wie ein Zwang saß es ihm im Nacken, trieb ihn vorwärts wie in jenen Nächten, wenn der Vollmond klar und leuchtend am wolkenlosen Himmel schwamm, unter raumen Buchen der kapitale Hirsch, vorsichtig Wind nehmend, zur Suhle zog. Nur ein paar Kleinigkeiten waren noch vorher zu erledigen.

Den Brief an den Kommandeur konnte er sich sparen, der erfuhr rechtzeitig, was geschehen war. Die Mutter aber? Da hätte er stundenlang schreiben müssen, und sie hätte ihn doch nicht verstanden! Was wußte eine alte Frau von den Leidenschaften, die eine Männerbrust erschütterten? Sie weinte ein Endchen und tröstete sich in ihren vielfältigen Geschäften einer Vorstandsdame vom Roten Kreuz. Also blieb nur die braune Mike, die ihn verraten hatte, und der wollte er ein Valet sagen, an dem sie ein Leben lang zu tragen hatte. Nur ein paar Worte kritzelte er auf den Zettel, den er in die Lücke der Gartenmauer zu legen gedachte, an die Stelle, wo sie sonst immer sich ihre Nachrichten holte.

„Gehab' dich wohl; daß ich mich für deine Falschheit bedanken soll, liegt keine Ursache vor. Mit dem Bild einer andern im Herzen geh' ich meinen Weg. Wenn es morgen früh beim ersten Tagesgrauen an den Rohnsteinschen Seewiesen knallt, bet' ein Vaterunser für mich! Ein Weidgerechter hat seinen letzten Pirschgang getan ..."

Den Jäger schickte er unter dem Vorwand einer Besorgung in die Kasinoküche, ungesehen kam er über den langen Korridor, nur in dem Lesezimmer stellte ihn der kleine Reimers. Wohin er noch ginge so spät am Abend. Aber das harmlose Kerlchen, das offensichtlich von dem Geschehen noch keine Ahnung hatte, war leicht abzufertigen.

„An die Mustiner Grenze in unser Revier. Auf den starken Keiler."

„Ach so! Aber da haben Sie ja noch 'ne Masse Zeit!"

„Je früher man auf der Kanzel sitzt, um so besser."

„Na denn, Waidmannheil!"

„Waidmannsdank!"

Er wollte sich zum Gehen wenden, aber plötzlich schoß es ihm durch den Kopf, das war die Gelegenheit, seiner letzten Tat für alle Zeit die rechte Deutung zu geben. Er trat auf den Leutnant Reimers zu.

„Sehen Sie mich mal ganz genau an, Kleiner, und merken Sie sich diesen Augenblick! So sieht einer aus, der tausend Taler zu verschenken hat."

Der Leutnant Reimers tippte respektlos an seine Stirn, zuckte mit den Achseln und wandte sich wieder zu der unterbrochenen Lektüre. Hans von Naugaard aber lachte kurz auf: „Sie haben vielleicht nicht so unrecht. Und wenn wir uns nicht mehr wiedersehen sollten ... alles Gute, lieber Kleiner!"

Er stieg die Stufen der Veranda hinab, im Kasinogarten blühten die Rosen, die ganz weiche Sommernacht war voll von ihren schweren Düften. Er schöpfte tief Atem: Wie manches liebe Mal hatte er hier mit den Kameraden getollt und geschwärmt. Das war nun aus und vorbei ...

An der Mauer hinter dem dunklen Taxusgang blieb er lauschend stehen, wartete eine ganze Weile lang. Aber nichts regte sich drüben. Da schob er mit einem Aufatmen den Zettel unter den losen Stein und ging weiter, zum Seeufer hinab. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn auf der andern Seite eine leise Stimme gefragt hätte: „Bist du es, Hans?" ...

Er löste den Kahn und fuhr langsam auf den See hinaus. Er hatte noch Zeit. Erst gegen drei Uhr des Morgens hatte man Büchsenlicht, hob sich das erste Grauen des kommenden Tages ...

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, leise plätscherten die Wellen an den Kahn, trugen ihn, ohne daß sich ein Ruder zu bewegen brauchte, dem andern Ufer zu. Vom Städtchen her kam verworrenes Geräusch, hundert Lichter blitzten auf im Dunkel, flimmernde Streifen legten sich über die niedrigen Wellen, und in einem der kleinen Gärtchen am Seeufer blies einer dre Bataillonsmusiker auf dem Piston allerhand getragene Weisen. Sehnsüchtig klangen die Töne über das Wasser, drüben an den hohen Rohnsteiner Buchen fanden sie einen leisen Widerhall.

„Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen", blies der Trompeter. Hans von Naugaard aber schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Der Jammer über sein leichtfertig vertanes Leben fiel ihn an wie ein reißendes Tier. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die kleinen Blaumeisen, die Frühaufsteher unter den Vögeln, schlüpften mit ihrem eintönigen Ziep, Ziep durch das Buchengezweig, der Fink kam danach mit seinem hellen Ping, Ping, der Schwarzspecht mit seinem trillernden Pfiff,

ein mißtönender Krähenruf dazwischen. Der Chor der Zeisige und Ammern setzte ein, und zuletzt kam die graue Singdrossel. Auf der höchsten Spitze einer zum Himmel ragenden Tanne saß sie, flötete ihr kunstvolles Morgenlied.

Der erfahrene Jäger brauchte keine Uhr, die nacheinander einsetzenden Stimmen der Waldvögel, die sich pünktlich ablösten, gaben ihm die Zeit an. Plötzlich aber, kurz vor dem Nahen der Sonne, kam ein allgemeines Verschweigen. Die emsige Arbeit fing an, die Sorge um die Nahrung für die erst halbflügge Brut . . .

Hans von Naugaard ging langsam das Gestell entlang, das zwischen jungem Erlenaufschlag nach seinem Ziele führte, den Rohnsteiner Seewiesen. Aber noch war es zu früh. Ein leichter Morgennebel, der zwischen den taufeuchten Zweigen hing, behinderte die Aussicht, und die Sonne mußte höher stehen, bis sich das Rotwild auf den kleinen Anhöhen am Buschrande niedertat, um vor dem Einwechseln in die dichten Schonungen die vom Nachttau feuchte Decke zu trocknen. Vielleicht war ein braver Hirsch darunter, der das Waidwerken verlohnte. Gar zu kläglich wäre es ihm doch vorgekommen, die glorreiche Wildererlaufbahn mit einem plunderköpfigen „Schneider“ zu beschließen . . .

Und das Glück war günstig.

Auf einer kleinen Wiesenkuppe, vielleicht zweihundert Schritte vom Rande der Erlenschonung, saß ein ganz braver Hirsch mit etlichen Geringeren zusammen, einem Alttier und einem Kalb. Ließ sich behaglich die wärmende Morgensonne auf die Decke scheinen, der „Aeser“ bewegte sich hin und her in schmeckendem Wiederkäuen. Die Lauscher wehrten zudringliche Fliegen ab, und das Geweih, das zwölf gut vereckte Enden trug, prahlte ordentlich im klaren Licht. Nur an den Rosenstöcken hingen noch ein paar Bastfäden herab, wie einem ungekämmten alten Weibe die Haarsträhne, aber das machte nichts aus, das Geweih war gut. Ein paar Striche mit einem saftstrotzenden Erlenzweig, und die hellen Flecke waren braun gefärbt wie das übrige . . .

Hans von Naugaard mußte unwillkürlich lächeln. Was ging ihn nach seinem Tode noch das Geweih an! . . . An den andern hatte er sich gefreut, jedesmal wenn er auf Urlaub zu Hause war. Stundenlang hatte er davorgestanden, in der Erinnerung aller köstlichen Freuden des heimlichen Pirschganges noch einmal durchlebt. Diese beiden Stangen mit den zwölf Enden aber hing sich ein anderer an die Wand, zur Erinnerung an den ruhmreichen Augenblick, in dem er den lange vergebens gesuchten Rohnsteiner Wilderer zur Strecke bringen durfte. Wie ein Bettlersmann zu einer Krone kam er zu dieser Heldentat, der Forstwärter Neurenter mit seinen sechs Kindern und der kranken Frau . . .

Hans von Naugaard senkte das Glas, mit dem er den Zwölfender aus der Deckung eines dichten Erlenbusches gemustert hatte. Mit seiner genau schießenden Büchse hätte er den Hirsch erlegen können, trotz der ein wenig weiten Entfernung. Aber so leicht gedachte er sich seine letzte Waidmannstat nicht zu machen . . .

Von dem Rande der Erlenschonung zog sich ein flacher Graben in die Wiese hinaus, mit Kalmus und Schilf bestanden. Wenn er ihn annahm, konnte es vielleicht bei vorsichtigem Pirschen gelingen, bis auf hundert Schritte an den drömelnden Hirsch zu kommen, trotzdem das Leittier aufmerksam dasaß, unablässig die spähenden Lichter in die Runde schickte. Bereit, bei der geringsten Gefahr aufzuspringen und durch eine hastige Flucht die Artgenossen zu warnen . . .

Ehe er vorsichtig in den Graben stieg, griff er in den weichen Grund, schwärzte sich mit einer Handvoll Moorerde das Gesicht. Es wäre nicht gut gewesen, wenn der Waldwärter Neurenter ihn im hellen Sonnenlicht auf hundert Schritte und mehr erkannt hätte . . .

Gar langsam ging es in gebückter Haltung vorwärts hinter den lichtstehenden Rohrstengeln. Das Leittier war argwöhnisch geworden, reckte den langen Hals und klappte die hohen Lauscher nach vorn! Und plötzlich sprang es auf, trollte in räumendem Trab in die Wiese hinein, das Kalb hinter ihm. Spielerisch und albern nach Kinderart, versuchte der Mutter den durstigen Mund im Laufen ans Gesäuge zu bringen.

Da richtete er sich auf aus der Deckung, die Rechte faßte den Kolbenhals.

Die Hirsche sprangen auf die Läufe, drängten sich im Rudel zusammen, um nach kurzem Verhoffen dem Leittier zu folgen. Einzeln preschten sie davon in hohen Fluchten, der Zwölfender als letzter.

Hans von Naugaard hob die Büchse, zielte sorgfältig und zog mit. Als Kimme, Korn und der rötliche Fleck an dem „Stiche“ des Hirsches in einer Linie waren, ging er mit dem Finger an den Abzug. Ruhig wie auf dem Scheibenstand. Rot brach aus der Mündung der Büchse der Feuerstrahl, ein lautes Krachen kam danach, und ein dumpfer Laut: Die Kugel hatte gesessen. Vier- und fünffach kehrte von den Schonungen in der Runde das Echo zurück, der Hirsch zeichnete in hoher Flucht. Kam auf die Läufe herunter, torkelte noch ein paar Schritte weiter und brach mit dumpfem Schlag auf dem weichen Waldboden zusammen. Noch ein vergebliches Heben des Kopfes, ein ruckweises Schnellen der Läufe, ein langes Ausstrecken . . . halali! Der Schütze schwang mit einem Jubelrufe den Hut, mit ein paar Sätzen eilte er zu dem verendenden Hirsch. Die Kugel saß, wie abgezirkelt, hoch Blatt — den Schuß sollte ihm mal ein anderer nachmachen, beim allerletzten Pirschgange, auf dem der Tod als Jagdleiter neben ihm ging.

Und danach steckte sich der Leutnant von Naugaard eine Zigarette an. Kein besseres Mittel gab es auf der Welt, eine Erregung zu dämpfen, und noch dauerte es ja eine ganze Weile, bis das Ende kam. Eine Viertelstunde zum mindesten brauchte der Forstwärter, bis er auf den Schuß hin zur Stelle war. Diese Viertelstunde gedachte er zum Abschiednehmen zu nützen.

Rings die grünende Natur prangte im flutenden Sonnenlicht. Lerchen trillerten hoch oben am blauen Himmel. Alles weit und breit war lachende Lebensfreude. Nur er allein schickte sich an, ins Dunkle abzufahren. Aber es tat ihm nicht leid. Eine Umkehr gab es nicht mehr, tausend Riegel sperrten den Weg. So hatte er wenigstens auf dem letzten Gange noch einmal genossen, was in seinem Leben immer das Höchste gewesen war, den Triumph des heimlichen Jägers neben dem gestreckten Hirsch . . . „Was gleichet wohl auf Erden?“ . . .

Am Rande der Wiese tauchte eine Gestalt auf in graugrüner Uniform, kam eilends näher, es war Zeit, die Komödie zu Ende zu spielen.

Hans von Naugaard legte die gestochene Büchse über den Leib des Hirsches, tat so, als wenn er vereifert mit dem Abschneiden des Geweihs beschäftigt wäre. Der andere kam näher und näher, schon konnte er seinen dumpfen Tritt auf der Wiese in der schweigenden Stille ringsum vernehmen.

Eine rauhe Stimme erklang: „Achtung! Hände hoch — oder . . . .“

Da griff er blitzschnell nach der Büchse, riß den Kolben an die Wange. Die sichere Kugel flog dem andern zwei Handbreit am Kopfe vorüber, genau die Bahn entlang, die ihr vorgeschrieben war. Danach hob er den Oberkörper über dem Hirsche, erwartete kaltblütig den kommenden Tod . . .

„Ei du verfluchter Hund“, schrie der Forstwärter Neurenter auf, versammelte sich auf dem Flecke und zielte scharf. Ein Krachen zerriß die Morgenstille, der Wilderer über dem Hirsche brach mit einem Wehlaut zusammen. Ein heißes Brennen in der Brust, ein widerlich süßer Geschmack im Munde, ein letzes Ausstrecken . . . Als der Forstwärter sich über ihn beugte, wurde es vor den brechenden Augen dunkel.

Halali, aus, erledigt . . . ein Waldmann starb, ein hirschgerechter . . .

Ein paar tausend Schritte weiter zog die dritte Kompanie des Bataillons Spord zur Felddienstübung auf die Mustiner Mark. Aus rauhen Kehlen erscholl das Jägerlied, der Morgenwind brachte die Klänge herüber:

„Ich schieß' den Hirsch im dunklen Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt!“

Vier Marschtakte Pause, im letzten Glied erklang ein übermütig heller Tenor: „Jäger Meier!“ Vorn antwortete

ein grober Baß: „Was befiehlt der Herr Sergeant?" ... Und brausend fiel der Chorus ein zu dem töricht-lustigen Zwischengesang:

„Das Kränzlein zahlt der Leutenant,
Weil er ein junges Herz verbrannt,
Im Bauernquartier;
Sporck'sche Jäger, die sind wir!" ...

Das Lied ging weiter. Der Leutnant Hans von Naugaard, der auf den Rohnsteiner Seewiesen lag, mit dem Gesicht nach unten, hörte es nicht mehr. — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe des Diamantenkönigs.

Ein vielseitiger Geschäftsmann. — Aus der Kinderzeit der Diamantengruben. — Ein Pfund Butter kostet 400 Mark.

Von Theodor Lindenstädt.

Das kürzlich erfolgte Ableben Salomon Barnatos, der von seinem Onkel Barney Barnato, dem Gründer der Dynastie der „Diamantenkönige", Titel und Millionen erbte, ruft die Erinnerung an die Zeiten zurück, als die heute so mächtige Diamantenindustrie Südafrikas noch in den Kinderschuhen steckte. Wie viele Millionen Salomon seinen lachenden Erben hinterließ, wird man wohl nie genau erfahren, man schätzt die Summe auf 150 bis 500 Millionen Mark. Vor einigen Jahren war das Vermögen noch größer, aber die Weltkrise hat auch an ihm genagt, wenngleich nicht sehr erheblich; dazu war Barnato, von seinen Freunden kurz „Solly" genannt, ein viel zu vielseitiger und gewandter Geschäftsmann. Er hatte sich nicht einseitig nur auf Diamanten festgelegt, sondern besaß auch große Interessen in Gold, Kupfer, Platin, Eisenbahnen und einem halben Dutzend weiterer Industrien. Verluste in der einen glichen Gewinne in den anderen aus.

Immerhin hatte auch dieser so reiche Mann in den letzten Jahren seine Sorgen. Die Diamantenindustrie macht schwere Zeiten durch, seit die Vereinigten Staaten, die früher 80 v. H. der Erzeugung aufnahmen, so gut wie völlig vom Markte verschwunden sind. Als schlimmer erwiesen sich indessen noch die unglaublich reichen Funde der letzten Jahre in Namaqua-Land, die das Diamantensyndikat zwangen, immer größere Mengen Rohdiamanten aufzukaufen und aufzuspeichern, um die Preise einigermaßen zu halten.

Wenn Solly Barnato es zu solchen gewaltigen Reichtümern und großem Einfluß gebracht hat, so verdankt er dies in erster Linie seinem schon genannten Onkel Barney, der ihm den Weg zu den künftigen Millionen ebnete. Denn Solly, dem die Eltern nicht einmal eine ordentliche Schulbildung geben konnten, war es nicht in der Wiege gesungen, daß er es noch einmal im Leben zum Diamantenkönig bringen werde.

Im Jahre 1878 wanderte Barney Barnato aus seiner portugiesischen Heimat nach Transvaal aus, wo er in der Nähe von Colesberg Kopje — dem heutigen Kimberley — einen äußerst einträglichen Tauschhandel mit den Diamantengräbern begann. Er eröffnete den Betrieb mit einigen Kisten recht minderwertiger Zigarren.

So wenig schön diese Glimmstengel auch dufteten, sie bahnten ihm den Weg zum Erfolge. Es war damals die Zeit, als man fieberhaft nach Diamanten suchte, meist unter recht primitiven Verhältnissen. Die etwa 1000 Claims um Kimberley wurden nur durch niedrige Erdwälle von einander getrennt. Gelegentlich stürzte solch ein Wall zusammen und begrub die Arbeiter unter sich, und die Nachbarn konnten dann statt nach den kostbaren Steinen, nach ihren Kameraden graben. Es waren aufregende und abenteuerliche Tage. Mancher gab enttäuscht die Arbeit auf, aber für Geld und gute Worte ließ sich häufig ein Abnehmer für seinen Claim finden. Grub dann der Enttäuschte verzweifelt weiter, so fand er vielleicht schon am nächsten Tage einen Diamanten, der ihn zum reichen Manne machte. Hundert Mark und mehr bezahlten die Aufkäufer, zu denen auch Barney Barnato gehörte, für das Karat.

Nicht nur im Diamantenhandel besaß der ältere Barnato eine feine Nase, auch sonst wußte er, wo Geld zu machen war. Wurden einmal die Lebensmittel knapp, dann konnte man gewiß sein, daß er Gemüse, Büchsenfleisch, Eier und Butter heranschaffte. Und die halb verhungerten Diamantengräber dankten ihrem Retter beinahe kniefällig und zahlten gern 750 Mark für einen Kopf Kohl oder 400 Mark für ein Pfund Butter. Auf diese Weise brachte Barnato in verhältnismäßig kurzer Zeit einige Zehntausende zusammen. Damit erwarb er vier Claims in der Kimberley-Grube, um dann 1880 zusammen mit seinem Bruder Henry die Barnato-Diamantgruben-Gesellschaft zu gründen, die bald darauf die ganze Grube kaufte.

Es war gerade noch zur rechten Zeit, denn schon war der Kampf gegen Cecil Rhodes, den Besitzer der großen De Beers-Gruben, ausgebrochen. Jede Gruppe suchte die Kontrolle über die südafrikanische Diamanten-Industrie und damit über den Weltmarkt in die Hand zu bekommen. Nach dreizehnjährigem, erbittertem Ringen machten die Gegner endlich Frieden und schlossen sich zum Südafrikanischen Diamanten-Syndikat zusammen. Eine wertvolle Hilfe fand der alte Barnato in diesem Kampfe in seinem Neffen Solly, der inzwischen auf der Bildfläche erschienen und in Kimberley als Diamantenmakler tätig war. In steilem Aufstieg führte seine Laufbahn nach oben, an die Seite des millionenschweren Diamantenkönigs, dessen Nachfolger er werden sollte, früher, als jemand es geahnt. Ungeachtet seines riesigen Reichtums, der ihm die Erfüllung aller Wünsche gestattete, litt nämlich Barney Barnato gelegentlich an Schwermut. In einem derartigen Anfalle sprang er, auf der Reise von Südafrika nach London begriffen, eines Abends über Bord. Man hat nie wieder eine Spur von ihm gefunden. Sein Neffe und Erbe ist ihm nun kürzlich im Tode gefolgt.

Zwei Orang Utans gehen ins Netz.

Eine Jagderinnerung aus Borneo von Günther Erlenbeck.

Ein wunderbarer Tropenabend senkte sich über die Pflanzung, die sich am Fuße eines Ausläufers des Madih-Gebirges unweit der Küste Borneos erstreckte. Wir saßen auf der Veranda meines Freundes de Graaff, bei dem ich seit mehreren Wochen als Gast weilte, als ein junger Eingeborener mit einem wenige Wochen alten Orang Utan vorüber schritt. Er grüßte höflich und verschwand im Dunkel der schnell hereinbrechenden Nacht.

„Pa Bali bringt mich auf einen guten Gedanken", wandte sich de Graaff an mich. „Eine Jagd auf Orang Utans werden Sie auch noch nicht mitgemacht haben; die könnten wir eigentlich noch veranstalten, ehe Sie weiterziehen." Daß ich begeistert zustimmte, bedarf keiner Erwähnung, und so gab mein Freund alsbald die nötigen Befehle, um das Unternehmen ins Werk zu setzen.

Die Vorbereitungen waren schnell getroffen. Noch in der Nacht knüpften einige Eingeborene ein starkes Netz aus Rotangfasern; am Morgen wurde es zwischen zwei Autos auf seine Widerstandsfähigkeit geprüft, und dann setzten wir uns in Marsch. Zwei Tage lang ging es, meist auf Elefantenpfaden, durch den dichten Urwald in die Berge hinein. In der frühen Dämmerung des dritten Morgens kamen die ersten Orangs uns zu Gesicht, eine Herde von drei ausgewachsenen Tieren mit mehreren Jungen. Mit viel Geschrei und gelegentlichen Schüssen in die Baumwipfel trieben unsere eingeborenen Begleiter die Tiere einer Bergschlucht zu, die, weil dort die Bäume weniger dicht standen, sich für unsere Pläne eignete.

Es galt nun, die großen Affen hier bis zum Abend festzuhalten. Aus den Kronen einiger starker Masalanabäume schauten sie, ab und zu grunzende Laute ausstoßend, anscheinend neugierig auf uns herab, machten aber keinen Versuch zu entkommen. Nur einem alten Männchen schien die Sache zu dumm zu werden; es kletterte gemächlich am Stamm herab und kam zähnefletschend, sich leicht auf die muskulösen Arme stützend, auf uns zu. Da das Schießen von Orangs auf Borneo verboten ist, wollten wir das Tier nur im äußersten Notfall töten. Einige auf lange Bambusstangen gewickelte, nach Tränken in Petroleum angezündete und ihm brennend entgegengehaltene Säcke genügten denn

auch, den Affen zu schleunigem Rückzuge auf seinen Baum zu bewegen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, und die Orangs begannen, ihr Nachtlager herzurichten. Wir sahen, wie sie stark belaubte Zweige abbrachen, sie geschickt zusammenflochten und als eine Art Dach über sich befestigten, um gegen Regen geschützt zu sein. Zu unserer Freude war auf einem verhältnismäßig alleinstehenden Baume ein altes Affenweibchen mit zwei Jungen zur Ruhe gegangen. Diese letzteren suchten wir uns als Beute aus. Kaum war es dunkel, so fällten unsere Eingeborenen drei Bäume, über deren Zweige hinweg die drei Affen hätten flüchten können. Dann wurde in vielstündiger Arbeit auch noch das ganze Unterholz entfernt, und am anderen Morgen stand der Baum mit seinen drei Bewohnern völlig frei da.

Für uns Weiße wie auch für die Eingeborenen waren inzwischen aus Zweigen flüchtig hergerichtete Hütten rings um den Baum so angelegt, daß den Affen nur ein Weg zum Entkommen über den Boden blieb. Hier wurde das Netz ausgebreitet und an einer Seite mit starken Pflöcken an der Erde befestigt, dann harrten wir geduldig der weiteren Entwicklung der Dinge.

Den Rest des Tages und die Nacht hindurch geschah nichts. Am nächsten Morgen indessen verließ der übrige Teil der Herde, uns vorsichtig im Auge behaltend und von uns natürlich unbelästigt, seine Baumwipfel und zog ab. Auch „unsere“ Affenmutter mit ihren beiden Kleinen kam, offenbar vom Hunger getrieben, aus der Spitze ihres Baumes in dessen untere Zweige herab. Argwöhnisch die Laubhütten mit den Belagerern im Auge behaltend, ließ sie sich plötzlich aus vier Meter Höhe zu Boden fallen, um dann über das Netz hinweg in einiger Entfernung im Bergwald zu verschwinden.

„Die Sache klappt“, flüsterte de Graaff mir zu, „jetzt kommen gleich die Jungen“. Er hatte sich nicht getäuscht. Nach zehn Minuten wagten sich auch die beiden Kleinen nach unten, argwöhnisch zu uns herüberschielend; eine Hand noch am Baum, zögerten sie eine Minute lang, dann liefen sie in ihrem schaukelnden Gange auf das Netz zu, hin und wieder einen mißtrauischen Blick zurückwerfend.

Sie hatten kaum einen Fuß auf das Netz gesetzt, als einige Kulis es an der freien Seite hochrissen und es über die in ihrer Angst blindlings nach vorn stürzenden Affen warfen. Im Nu waren sie in den zähen Rotangmaschen verstrickt, aus denen sie sich vergebens zu befreien suchten. Bald jedoch ergaben sie sich in ihr Schicksal. Es kostete aber auch dann noch nicht geringe Mühe, sie aus dem Netz zu lösen und in den inzwischen rasch zusammengeschlagenen Käfigen zu verstauen. Ohne einige tüchtig blutende Bißwunden ging es dabei allerdings nicht ab.

Überraschend schnell beruhigten sich die beiden Tiere, deren Mutter sich übrigens zu meinem Erstaunen um ihre Kleinen nicht im geringsten gekümmert hatte. Schon bei der ersten Rast auf dem Heimmarsche nahmen sie einige Bananen von uns an, und als wir am nächsten Abend wieder auf der Pflanzung eintrafen, konnten de Graaff und ich je einen willig mitgehenden kleinen Orang an der Hand führen. Vier Wochen später ging ich in Pontianak an Bord des Dampfers, der mich nach Sinapur hinüberbringen sollte. Die beiden Affen, die schon seit geraumer Zeit frei in Haus und Garten herumtollten, folgten mir bis auf den Pier, um dort zum Abschied ein letztes Stück Zucker von mir entgegen zu nehmen.



Bunte Chronik



*** Die „Eheklinik“.** Woher könnte der Begriff „Eheklinik“ stammen, wenn nicht aus Amerika, dem Lande der unbeschränkten Möglichkeiten? „Ehekliniken“, d. h. besondere Anstalten, in denen „brüchige“ Ehen ausgebessert werden, scheinen der letzte Schrei der amerikanischen Mode zu sein. Die Probe aufs Exempel machte ein Nerven- und Gemütsarzt in Kalifornien, der in Los Angeles die erste „Eheklinik“ eröffnete. Die Vorgeschichte dieser einzigartigen Anstalt wird nun von amerikanischen Blättern erzählt. Ein kalifornischer Millionär war um die Aufrechterhaltung seines ehelichen Glückes so sehr besorgt, daß er einen Nervenarzt anstellte, der ihm für das Gehalt von 300 Dollars, also 1200 Mark die Woche, den Frieden an seinem häuslichen Herd sicherzustellen bereit war. Der Arzt gab sich nämlich für einen Spezialisten in der Individualpsychologie aus und verstand es, den reichen Mann felsenfest davon zu überzeugen, daß er über die geeigneten Mittel verfüge, um den Bestand seiner Ehe garantieren zu können. Welche Mittel es waren, die der unternehmungslustige Arzt in Anwendung brachte, konnten sogar die allwissenden amerikanischen Zeitungsreporter nicht in Erfahrung bringen. Es konnte jedenfalls festgestellt werden, daß das Experiment den gewünschten Erfolg zeitigte, und daß der Millionär nach erfolgter endgültiger Festigung seiner Ehe den Spezialisten in Ehren entließ. Der gelungene erste Versuch brachte den Arzt auf den Gedanken, seine Fähigkeiten in den Dienst der „leidenden Menschheit“ zu stellen. So entstand in Los Angeles die Anstalt, die den merkwürdigen Namen „Eheklinik“ trägt.

*** Regenbogen bei Mondenschein.** Der Regenbogen tritt in der Regel dann auf, wenn die Sonnenstrahlen auf Regen- oder Tautropfen auffallen und sich in ihnen brechen. Dabei muß die Sonne schon ziemlich tief am Horizont stehen, so daß die Strahlen schief auf die Tropfen auftreffen. Der Bogen erscheint dann auf der der Sonne entgegengesetzten Seite des Himmels. Man hat sich den Vorgang so zu denken, daß das Licht der Sonne beim Durchgang durch die Tropfen gebrochen wird, und zwar zweimal, einmal beim Eintritt und dann wieder beim Austritt. Durch diese Brechung wird das sonst weiß erscheinende Licht in seine Bestandteile, eben in die sieben Regenbogenfarben zerteilt, denn diese haben die Eigenschaft, daß sie verschieden stark abgebogen werden und also an etwas abweichenden Stellen den Wassertropfen verlassen. Eine ähnliche Erscheinung kann man bekanntlich auch dann herbeiführen, wenn man Licht durch ein Prisma hindurchgehen läßt. — Nun hat man aber die Beobachtung gemacht, daß eine gewisse Art von Regenbogen, jedenfalls ein bogenartiger Lichtreflex in manchen Fällen auch entstand, ohne daß die Sonne geschienen hat, nämlich bei Nacht, wenn das Licht von Laternen der Großstadt sich in Nebelpartikelchen spiegelte und brach. Aber auch das Mondlicht kann, wenn es auf Tautropfen auffällt, in ähnlicher Weise wirken, wie neuere Beobachtungen eines amerikanischen Gelehrten gezeigt haben. Es gehörte freilich dazu, daß der Mond ziemlich hoch über dem Horizont stand und recht klar schien und der Tau mußte frisch auf das Gras gefallen sein. Letzteres ist offenbar dadurch zu erklären, daß Tau, der schon mehrere Stunden liegt, sich meist zu größeren Tropfen zusammenballt und zu der Entstehung des Bogens im Mondlicht das Vorhandensein recht kleiner Tröpfchen notwendig ist. Der Bogen erschien auf der Grasfläche als ein feiner, weißer Lichtbogen in Ellipsenform. Seine Größe und Gestalt hing von der Stellung des Mondes am Himmel ab.

✱ Lustige Rundschau



*** Bezeichnende Grabinschrift.** Oft sind Grabinschriften sehr aufschlußreich. So besuchte ich in der Sommerfrische auch einen alten Dorffriedhof. Da fand ich auf einem Stein folgende Inschrift: „Hier ruht in Gott Herr Alois Lenzhuber. Er lebte 28 Jahre als Mensch und 5 Jahre als Ehemann.“

*

*** Der Pessimist.** „Es ist schrecklich, in vier Wochen kommt meine Frau wieder!“

„Wie lange ist sie denn fort?“

„Sie fährt übermorgen!“

*

*** Wörtlich genommen.** Kellner: „Wie fanden Sie das Schnitzel?“

Gast: „Danke, ganz leicht! Ich brauchte nur die große Kartoffel wegzunehmen, da sah ich es schon liegen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.